

Rüdiger Safranski

Dankrede aus Anlass der Verleihung des Deutschen Nationalpreises 2018

Es gilt das gesprochene Wort!

Meine Damen und Herren,

es sind nicht nur, aber vor allem „deutsche“ Themen, über die ich geschrieben habe, etwa über diese wohl sehr deutschen Geistesgrößen – von E.T.A. Hoffmann über Schiller und Goethe, Schopenhauer, Nietzsche bis hin zu Heidegger, die in besonderem Maße eine deutsche Kulturtradition zu repräsentieren scheinen, hierzulande und im Ausland.

Was aber hat es eigentlich auf sich mit dieser ominösen deutschen Kulturtradition? Was ist, von der Sprache abgesehen, das spezifisch „Deutsche“ daran?

Bevor ich darauf antworte, halte ich inne und frage mich, wieso ich mir überhaupt diese Frage vorlege. Ist es nicht gerade sehr deutsch, sich des „Deutschen“ fortwährend vergewissern zu wollen? Die Frage nach der Identität – ist sie nicht selbst eine deutsche Spezialität? Eine deutsche Spezialität jedenfalls ist die aufs äußerste polarisierte Debatte um diese Frage, leidenschaftlich bis zur Hysterie.

In der Tat, die hier zugrunde liegende Unsicherheit, das so empfundene Fehlen des Charakteristischen, gehört zur deutschen Tradition, und zwar nicht erst nach 1945.

Vielleicht kann man es so beschreiben: Weil das Nationale in Deutschland zunächst weniger selbstverständlich als anderswo war, haftet ihm, von früh an, einerseits etwas Reflektiertes und Sentimentalisches an, andererseits etwas forciert Absichtsvolles, auch Übersteigertes.

Für die Zeit nach 1945 ist die Sache klar: Wenn im Namen der Nation solche monströsen Verbrechen verübt wurden, kann es kein unbefangenes Verhältnis zur Nation geben. Die Unsicherheit aber reicht weiter zurück. Hintergrund dafür ist, dass Deutschland eine verspätete Nation war.

Um 1800 kam in Deutschland der Begriff der „Kulturnation“ auf, als man zu wissen glaubte: Die politische Einheit ist noch fern, die kulturelle aber gibt es schon. Es war Friedrich Schiller, der im Jahr 1802, als große Teile Deutschlands unter napoleonischem Einfluss standen, schrieb: *Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur.*

Schiller vermutete, dass die Verspätung bei der politischen Nation-Werdung den Deutschen zum Vorteil gereichen würde: Man wird nicht vorzeitig durch Machtkämpfe zerschlagen. Während andere sich in politischen Tageskämpfen aufreiben, wird Deutschland *an dem ewigen Bau der Menschenbildung* arbeiten. Am Ende, so Schiller, wird sich der Sinn der Langsamkeit zeigen: Es werde, so Schillers Hoffnung, ein reiches kulturelles Erbe eingebracht werden können.

Das war hochgemut und keinesfalls chauvinistisch gedacht, denn es ging Schiller darum, Freiheit und schöne Humanität in Europa zu befördern. Aber es kann auch Überheblichkeit daraus folgen. Dafür war man dann vor allem seit dem späten 19. Jahrhundert anfällig in diesem Deutschland, dem ruhelosen Reich in der Mitte Europas, das so spät zur politischen Einheit fand und deshalb nie so richtig im Gleichgewicht war, sondern schwankte zwischen Anpassung und Auftrumpfen.

Dieses Hin und Her zwischen Anpassung und Auftrumpfen gibt diesem ganzen Prozess etwas Flackerndes, Unstetes, Ausdruck eines verunsicherten Selbstbewusstseins.

Anpassung war vorherrschend, als zur Zeit Lessings die deutsche Hochkultur kaum deutsch, sondern französisch war. Was man „Sturm und Drang“ nannte, war der jugendliche und ein wenig rebellische Versuch, das zu ändern. Der junge Goethe, Herder und andere machten viel Lärm. Es war aber kein Lärm um nichts, wie sich bald herausstellte, als aus diesen Anfängen sich das entwickelte, was dann Klassik und Romantik genannt wurde. Dazwischen gab es, während der antinapoleonischen Befreiungskriege, erste nationalistische Töne, die Goethe und Schiller zum Beispiel ganz fremd waren. Nach der Reichsgründung 1871 wurde es mit dem Auftrumpfen immer schlimmer und mächtige Fraktionen gingen mit nationalistischen Ideologien in die Offensive. Der Nationalismus gedieh zwar überall in Europa, doch in Deutschland hatte man darüber hinaus das Gefühl, etwas nachholen zu müssen. Bis dann im Nationalsozialismus ein rassistisch begründeter Nationalismus zu Krieg und Menschheitsverbrechen größten Ausmaßes führte.

Für die deutsche Kultur des 19. des frühen 20. Jahrhunderts, die im Prinzip an der humanen Grundeinstellung festhielt, gilt: Weil man der Oberfläche, auch der eigenen, nicht traute, kam das sehr deutsche Bestreben auf, in die Tiefe zu gehen oder sich in weltfernen Sphären zu verlieren und sich dem Zauber großer, aber undeutlicher Gefühle zu überlassen. Das ergab die für Deutschland typische halbreliigiöse, andachtsvolle Weihe der Hochkultur. Daran wirkten sie mit und davon zehrten sie alle, die Beethoven, Novalis, Schiller, Stefan George, Nietzsche,



Wagner, Thomas Mann bis zu Heidegger, Ernst Bloch oder Ernst Jünger. Vieles trennt die Genannten, aber etwas schwer Fassbares haben sie doch gemeinsam: Es ist wohl etwas letztlich Metaphysisches, was sich als besondere Tiefe verstand und bisweilen auch missverstanden. Das betrifft, wohlgemerkt, nicht etwa die durchschnittliche Einstellung der Menschen in Deutschland, bei denen das Metaphysische wohl genauso populär oder unpopulär war wie anderswo, aber die Hochkultur betrifft es sehr wohl.

Erlauben Sie mir noch ein paar Bemerkungen zu dieser besonderen Prägung der deutschen Hochkultur.

Da das geistige Leben Deutschlands über lange Zeit sich kleinstaatlich zersplittert, fern von urbanen Zentren, im kleinformatigen gesellschaftlichen Leben vollzog, weil also die große Welt draußen fehlte, entwickelte der nicht an den Hauptstrom angeschlossene Teil der kulturellen Intelligenz sich seine Welt in Einsamkeit und Freiheit – im eigenen Kopf. Schiller sprach von den *papiernen Wänden*, zwischen denen er seine Ideen ausbrütet. Man war erhaben oder idyllisch, hatte entweder kühne Entwürfe und Deutungen über die politische Welt hinaus – *seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt* – oder duckte sich unter ihr hinweg, in liebevolle Idyllen oder in die Tiefe der eigenen Seele sich versenkend. Die eigentlich politische Sphäre blieb unterbelichtet und gab dem geistigen Leben wenig Anreiz. Das Desinteresse konnte sich bis zur überheblichen Verachtung steigern. Es fehlte somit der deutschen Kultur – und das machte sie so wehrlos gegenüber dem Nationalsozialismus – eine politische Kultur, wie sie der Westen hervorgebracht hat, ein auf Realismus, praktischer Klugheit und Weltläufigkeit gründender politischer Humanismus.

Bei der kulturellen Elite geschah es sehr häufig, dass man die Politik oder sich zu viel davon versprach, nämlich Antwort auf die letzten Fragen, also Erlösung, Apokalyptik, Eschatologie. Man fühlte sich zu fein für das Politische oder ließ es in einem überpolitischen fast heiligen Glanz erstrahlen, wie etwa das ‚Reich‘ oder ‚Volk‘ und ‚Nation‘.

Die Verbindung von Gleichgültigkeit und Übersteigerung dem Politischen gegenüber, als Ausdruck einer zugrunde liegenden Weltfremdheit, ließ den politisch-pragmatischen Verstand verkümmern. Die deutschen Intellektuellen und Künstler bis in die 20er-Jahre des 20. Jahrhunderts entwickelten beispielsweise originelle Perspektiven für das Nahe, das Existentielle, und das Ferne, das irgendwie Metaphysische, Geschichtsphilosophische. Die politische Sphäre aber liegt zwischen dem Nahen und dem Fernen, in einer mittleren Distanz, könnte man sagen. Hier ist politische Urteilskraft gefragt, und daran fehlte es in Deutschland, gerade auch bei der kulturellen Elite. Hannah Arendt traf damals den Punkt, als sie 1933 erschrocken erklärte, dass die deutschen Intellektuellen entweder Hitler ignorierten oder sich

zu viel Geistvolles zu ihm einfallen ließen. Jedenfalls fehlte es an elementaren politischen Instinkten und demokratischem Anstand.

Sicherlich wäre es falsch zu behaupten, dass die deutsche kulturelle Tradition notwendig in den Nationalsozialismus münden musste, wie es einige darstellen, aber unstrittig ist, dass diese Tradition den Umschlag in die Barbarei nicht nur nicht hat verhindern können, sondern sich teilweise auch willig hat instrumentalisieren lassen. Am treffendsten finde ich immer noch, was Thomas Mann 1945 dazu schrieb:

*Es gibt nicht zwei Deutschland, ein böses und ein gutes, sondern nur eines, dem sein Bestes durch Teufelslist zum Bösen ausschlug. Das böse Deutschland, das ist das fehlgegangene gute, das gute im Unglück, in Schuld und Untergang. Darum ist es für einen deutsch geborenen Geist auch so unmöglich, das böse schuldbeladene Deutschland ganz zu verleugnen und zu erklären: ‚Ich bin das gute, das edle, das gerechte Deutschland im weissen Kleid, das böse überlasse ich euch zur Ausrottung.*

Nach 1945 war es selbstverständlich unmöglich, an die Tradition anzuknüpfen, als sei nichts geschehen. Es war zu vieles Furchtbare geschehen. In West und Ost kam es zu einem Wandel, von unten wie von oben, freiwillig und erzwungen. Er hatte jedenfalls die Wirkung einer Ausnüchterung. Gegenüber dem sogenannten „Geist“ war nun Vorsicht geboten wie bei einem entwöhnten, soeben trockengelegten Alkoholiker. Mittlerweile, so könnte man sagen, ist auch die deutsche Kultur ziemlich vollständig im Westen angekommen, wir sind auch in dieser Hinsicht normal geworden, womöglich zeugt nur noch die Neigung zur Übermoralisierung des Politischen von der alten Unsicherheit.

Für mich ist die deutsche kulturelle Tradition nicht erledigt. Ich gebe zu, dass mich gerade auch ihr metaphysisches Erbteil trotz aller Ambivalenz fasziniert. Auch wenn ich weiß, dass die sogenannten letzten Fragen nicht in die Politik gehören, will ich sie mir existentiell doch nicht abgewöhnen und ich glaube, wer überhaupt den Sinn dafür verliert, der wird eindimensional, der verspielt sein Talent für die Transzendenz, sodass er schließlich, wie Schopenhauer so schön sagt, einem Hamster gleicht, der im Rade läuft. Vernunft und Realitätssinn schön und gut, aber bitte auch das, was darüber hinausgeht.

Was den Reiz der abgründigen Ambivalenz betrifft: Deshalb habe ich zum Beispiel auch über Nietzsche und Heidegger geschrieben. Bei beiden gibt es etwas, das höchst produktiv, auch originell ist, das dann aber umschlägt in etwas Abstoßendes, Zerstörerisches. Gerade auf diese Figuren trifft Thomas Manns Formulierung vom *fehlgegangenen Guten*.

Lehrreich ist das alles sehr wohl, aber eine deutsche Leitkultur lässt sich daraus nicht zusammenbrauen, auch nicht, wenn man solche eher unverfänglichen wunderbaren Gestalten



wie E.T.A. Hoffmann, oder Goethe, Schopenhauer und Schiller, über die ich auch geschrieben habe, hinzunimmt. Leitkultur, richtig verstanden, ist etwas viel Elementareres, als Goethe und Schiller zu kennen, sie betrifft im Kern die Sprache, die demokratische Grundverfassung und ein paar elementare zivilisatorische Regeln.

Also nicht um Leitkultur geht es mir, sondern um des kulturellen Gedächtnis, weil ich überzeugt bin, dass die deutsche kulturelle Tradition jeden bereichern kann, der sich darauf einlässt.

Aber denken Sie nun nicht, dass es sich hier um eine Art Mission handelt. Nein, diese Bücher entstanden ganz ohne missionarische Selbstbeauftragung, sondern ganz einfach, weil mich die jeweiligen Figuren anzogen, weil es da mit ihnen und ausgehend von ihnen etwas Kostbares zu erkennen und zu erfahren gab und ich deshalb bereit war, jeweils einige kostbare Jahre der knappen Lebenszeit mit ihnen zu verbringen. Die Mühen, aber auch das Vergnügen – ich gebe zu, ich schreibe gerne – mussten sich existentiell lohnen und ich denke, auch für andere könnte es sich lohnen. Zum Stichwort „existentiell“.

Eigentlich bin ich immer noch der Existentialist, der ich am Ende meiner Schulzeit war.

Erlauben Sie mir ein paar autobiografische Bemerkungen. Ich las also damals, am Ende der Schulzeit, Sartre, sogar im Schwimmbad, damit es jeder sehen konnte.

Dann kam die 68er-Bewegung, an der ich als Student in Berlin aktiv teilnahm. Das erlebte ich zunächst als grandiosen, erfrischenden Aufbruch, ein politisierter, auch libertärer Existentialismus gewissermaßen. Doch ziemlich bald wurden wir Nonkonformisten bekanntlich sehr konformistisch und ideologisch, ich zum Beispiel bei den Maoisten bis in die Mitte der 70er-Jahre.

Von freiheitlichem Geist war immer weniger zu spüren. Für mich war jedenfalls ein nochmaliger Befreiungsakt nötig, um mich aus dogmatischem Umfeld zu befreien. Im Ergebnis bedeutete das für mich fast so etwas wie die Rückkehr zu meinen romantisch-existentialistischen Anfängen. Die großflächigen Theorien, die das Ganze von Gesellschaft und Geschichte zu fassen und zu erklären beanspruchen, wurden mir verdächtig. Der einzelne Fall begann mich zu interessieren. Sartre hatte über Flaubert 3000 Seiten geschrieben, die insgesamt zeigen: Der Einzelne, richtig verstanden, ist eine ganze Welt, die sich nicht ausschöpfen lässt. Kurzum: Von Sartre holte ich mir den Segen für das biografische Schreiben.

Die 80er-Jahre, in denen ich meine Biografien über E.T.A. Hoffmann (1984) und Schopenhauer (1987) veröffentlichte, waren dem biografischen Schreiben eigentlich nicht wohlgesonnen. Das Verschwinden des Autors wurde damals proklamiert. Man erblickte

überall Strukturen, anonyme Prozesse, der Autor galt als Durchlauferhitzer, als Schauplatz überpersönlicher Kräfte – nur eben nicht als richtiger Autor, dem sich biografisch anzunähern lohnt.

Mich aber zog es zum biografischen Schreiben, weil es mir Befreiung versprach von der suggestiven Gewalt der abstrakten Begriffe und der ideologischen Muster. Und – weil es mir erlaubte zu erzählen. Ich weiß, ich bewege mich in einem Zwischenraum zwischen sogenanntem Sachbuch und Literatur, auch zwischen Philosophie und Literatur. Ich liebe an der Philosophie das Literarische und an der Literatur das Philosophische. Da ich, von einer Honorarprofessur abgesehen, keine akademische Stelle bekleide, konnte ich mir diesen Grenzverkehr zwischen Literatur und Wissenschaft, zwischen Philosophie und Literatur erlauben. Eine ziemlich große Leserschaft hat mich dafür belohnt.

Und auch deshalb konnte ich es mir erlauben, die Bücher selbst zu schreiben, die ich immer schon gerne lesen wollte.

Der Preis, den ich heute bekomme, ermuntert mich, darin fortzufahren ... Deshalb mein großer Dank.